England und der Zweibund.

Eine militärische Betrachtung.

Das russische Heer hat durch den Ausgang des ostasiatischen Krieges weniger an materieller als an moralischer Kraft eine erhebliche Einbuße erlitten. So große Schäden in der Erziehung der Offiziere und Soldaten, in der Verwaltung, in der Organisation sind aufgedeckt worden, die Nachteile der künstlich zurückgehaltenen Volksschulbildung sind so augenfällig in die Erscheinung getreten, daß das Vertrauen der Regierung wie der Nation auf ihr Heer, daß das Vertrauen des Heeres auf sich selbst einen argen Stoß erlitten hat. Man darf allerdings nicht übersehen, daß ernsthafte Reformbestrebungen im Gange sind; die heilsame Ueberwachung durch die Volksvertretung wird allmählich die sprichwörtlich gewordene Unehrlichkeit der Verwaltung, den Mangel an Gewissenhaftigkeit, Ernst und Arbeitsamkeit innerhalb des Beamten- und Offizierstandes beseitigen und so auch der kriegerischen Kraft des Landes zugute kommen. Aber es wird noch Jahre dauern, ehe das russische Heer mit guter Zuversicht in einen neuen großen Krieg wird gehen können. Wozu die Lage der Finanzen das ihrige beiträgt.

Schlimmer noch steht es um die Flotte; sie ist von den Fluten der Ostsee ebenso wie von denen des Stillen Ozeans verschwunden und führt nur im Schwarzen Meer ein durch gelegentliche Meutereien unterbrochenes Stilleben. Die großen Mittel, die die Regierung zur Herstellung der Seemacht verlangt hat, sind von der politisch ganz rechts stehenden Duma abgelehnt worden.

Aber man täusche sich nicht; nur die Gewißheit, daß die Marinebureaukratie die elendeste und verkommenste aller Verwaltungen des großen Rußlands sei, hat diese vorläufige Verwerfung der Regierungsvorlage herbeigeführt. Die russische Flotte wird wieder erscheinen, und ihre Wiedergeburt wird trotz der schönsten Verträge eine für die Aufrechterhaltung des status quo in der Ostsee nicht unbedingt förderliche Tatsache bedeuten. Aber noch Jahre werden darüber hingehen.

Militärische Gründe sind es auch, die die friedliche Stimmung in Frankreich stark beeinflußen. Allerdings steht das französische Heer nach Ausbildung und Organisation sehr hoch; es wäre gefährlich, ehe ein entscheidender Waffengang stattgefunden, uns irgendeinen Vorrang in diesen beiden Dingen beimessen zu wollen. Die Alarmrufe, die von Driant (einem neuen Sedan entgegen?) und Charles Humbert (sind wir verteidigt?) ausgestoßen und von der deutschen chauvinistischen Presse mit Jubel begrüßt wurden, die gelegentlichen pessimistischen Betrachtungen, die in der „France Militaire" von alten Offizieren angestellt werden, entbehren in diesem Maße der Berechtigung. Sie stammen meist von denen, die sich in den Uebergang vom absolutistischen Berufsheere zum demokratischen Volksheere nicht finden können. Die weniger stramme Mannszucht bei unseren westlichen Nachbarn wird sich im Kriege wahrscheinlich nicht hindernd bemerkbar machen, der antimilitaristischen Propaganda wird neuerdings mit scharfen Strafen entgegengetreten. Das französische Heer ist nach wie vor ein tüchtiges und scharfes Kriegswerkzeug; seine militärische Schwäche liegt allein auf dem Gebiete der Zahl. Aber hier ist sie auch hoffnungslos; trotz aller Opfer des patriotischen Volkes vermögen die 39 Millionen Frankreichs mit den 62 Millionen Deutschlands militärisch nicht mehr zu wetteifern. Da man uns aber an Zahl der Truppeneinheiten nicht nachstehen wollte, teilweise sogar übertrifft, so ist die Kopfstärke der einzelnen Kompagnien, Eskadrons, Batterien sehr schwach und erschwert die kriegsgemäße Ausbildung. Auch die mobilen Formationen des Heeres besitzen nicht den festen Halt, das eiserne Gefüge, das die starken deutschen Friedensstämme den unsrigen verleihen. Vielleicht macht sich in Frankreich zu gleicher Zeit eine gewisse Ueberschätzung der Artillerie breit, während doch die Führer und das Fußvolk nach wie vor die Schlachten gewinnen werden.

Den militärischen Schwächen des Landes möchte man gern durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Algier, das bisher nur geworbene Mannschaften in die Tirailleur- und Spahiregimenter stellt, abhelfen. An sich mit vollem Recht! Aber die Unzuverlässigkeit der eingeborenen Bevölkerung und ihre Abneigung gegen den Heeresdienst werden die Erfüllung dieser Sehnsucht noch lange verhindern. So ist Frankreich nach außerordentlichen Anstrengungen auf den Gipfelpunkt seiner kriegerischen Leistungsfähigkeit angelangt und muß sich alsbald überzeugen, daß wir schon jetzt um mehrere Stufen höher stehen, ohne daß wir auch nur annähernd das Ende unserer Kraftentfaltung erreicht hätten. Das und die ungeheuren Gefahren eines Waffenganges mit uns stimmen das Land friedfertig, um so mehr, als auch die russische Hilfe den Sieg keineswegs verbürgt.

Dazu kommt, daß in der französischen Flotte große Schäden der Organisation, der Ausbildung, der Mannszucht zutage getreten sind; es ist unwahrscheinlich, daß sie, sich selbst überlassen, gegenüber der Seemacht Deutschlands siegreich bestehen würde. Ich glaube vielmehr, daß unsere Flottenoffiziere mit gutem Vertrauen, ja mit froher Zuversicht einem Waffengange mit den französischen Geschwadern entgegensehen würden.

In diesen Verhältnissen liegt die Bedeutung und vielleicht die Gefahr des Hinzutretens Englands zu dem freundschaftlichen Einverständnis unserer beiden Nachbarn im Osten und im Westen. Die politische Seite der Sache will ich hier keiner Betrachtung unterziehen; es ist nicht wahrscheinlich, daß die Zusammenkunft in Reval und die übrigen Reisen König Eduards eine unmittelbar drohende Spitze gegen Deutschland enthalten oder die Möglichkeit eines Zusammenstoßes der großen Koalitionen beschleunigen werden. Immerhin werden wir uns über die militärische Verstärkung, die dem Zweibunde durch den Hinzutritt Englands erwachsen würde, unterhalten dürfen und müssen.

Es gibt Leute, welche die Lage hierdurch nur wenig geändert sehen wollen. Dieser Ansicht bin ich nun nicht. Gewiß würde die weitaus überlegene englische Flotte in einem großen Festlandskriege keine militärische Entscheidung bringen; aber sie würde unmittelbar unseren blühenden Handel vernichten, unsere Häfen blockieren, unsere Zufuhren an Lebensmitteln unterbinden, unserer Industrie schwersten Schaden zufügen. Und so würde sie den Krieg volkswirtschaftlich für uns außerordentlich schwieriger gestalten als ein Krieg gegen Frankreich und Rußland allein für uns wäre; sie würde unserem Wohlstande einen harten Stoß versetzen und unsere Widerstandskraft auf eine Probe stellen, wie sie dem deutschen Volke bisher erspart geblieben ist. Vielleicht machen wir uns, auch selbst in unseren leitenden militärischen Kreisen, noch keine volle Vorstellung davon, welcher ungeheuren Kraftanspannung welchen zähen Willens, welcher eisernen Entschlossenheit es bedürfen würde, um solche Prüfung siegreich bestehen zu können.

Sie könnte nur dadurch für uns erleichtert werden, daß uns rasche Erfolge auf dem Festlande vergönnt wären; aber es ist schwer einzusehen, wie das möglich sein sollte. Wahrscheinlicher ist es doch, daß ein Krieg gegen Frankreich und Rußland schleppend verlaufen und erst nach manchen Wechselfällen entscheidende Ergebnisse liefern würde. Und gerade die Länge der Zeit müßte, wenn uns das Meer geschlossen wäre, unserer Kraft mehr schaden als der unserer Gegner — wie sie umgekehrt uns zugute kommt, solange unsere Handelsflagge über den Wogen des Ozeans weht.

Der Festlandskrieg selbst würde durch den Hinzutritt der englischen Armee sicherlich nicht leichter für uns werden. Man hat gut über die Haldanesche Reform zu spotten; ich selbst halte sie, wenigstens soweit das Territorialheer in Betracht kommt, kaum für halb geglückt. Auch England wird wohl noch zum Dienstzwange greifen müssen, wenn es auch die Art und Ausdehnung des Heeresdienstes, wie er sich auf dem Festlande gestaltet hat, nicht wählen wird. Eins aber hat Haldane seinem Lande jedenfalls geschaffen: eine rasch schlagbereite Feldarmee von 165,000 Mann, die auf das Festland geworfen werden kann, noch ehe dort große, nicht wieder gut zu machende Entscheidungen gefallen sind. Sind wir unbedingt und für alle Zeit davor geschützt, daß sie durch den Hinzutritt von Belgiern und Holländern nicht zu einem stattlichen Heere von 300,000 Mann anschwellen könnte? Wenn ein Wasserglas gefüllt ist, genügt ein Tropfen zum Ueberlaufen. Das Kräftegleichgewicht der großen Militärstaaten könnte durch das Eingreifen des kleinen englischen Heeres immerhin unliebsam gestört werden. Wenn der „Temps" den Engländern eindringlich zu Gemüte führt, daß sie, um bündnisfähig zu werden, erst militärisch stärker sein müßten, so darf man das nicht allzu wörtlich nehmen. Natürlich liegt jede weitere Verstärkung des englischen Heeres gegenwärtig im Interesse Frankreichs, und natürlich ist England nicht stark genug, um die Bedeutung des russischen Bündnisses für Frankreich abschwächen zu können. Ohne den Hinzutritt des Zarenreiches werden die beiden Westmächte sich in kein kriegerisches Abenteuer gegen uns einlassen; aber eben von dieser Möglichkeit sprachen wir ja allein.

Wie steht es demgegenüber mit dem anderen Dreibunde? Es muß doch einmal offen ausgesprochen werden, daß Oesterreich militärisch bei weitem nicht so viel geleistet hat, wie es nach seiner Volkszahl und seiner finanziellen Kraft hätte leisten können. Das Heer der Donaumonarchie ist recht gut, vortrefflich in Ausbildung, kriegerisch und Mannszucht, aber ziffernmäßig ist es zu w wickelt und gewährt dem deutschen Heere nicht d Kraftzuwachs, auf den wir im beiderseitigen Interess rechnen zu dürfen.

Das gleiche gilt von Italien; dieses Land Musterbeispiel dafür, wie man unter dem Schutze ei und klugen Bündnispolitik seine militärische Kra dafür aber seine Volkswirtschaft entwickelt und seine in Ordnung hält. Es scheint nun, als ob Italien ge ernste Anstrengungen machen wollte, sein etwas lässiges Heereswesen den Bedürfnissen des Landes en neu zu ordnen und zu stärken.

Leider haben aber alle diese Anstrengungen eine überschwende Spitze gegen Oesterreich. Man rüstet si Zeit, wo man in die Balkanpolitik aktiv eingreifen wird hier auf die Eifersucht Oesterreichs stoßen. Gege und Osten sollen die neuen Befestigungen geric wie Oesterreich die seinigen gegen Italien anlegt. galizischen Grenze werden seit einigen Jahren die gezogen und nach Tirol, Steiermark, Dalmatien, ge im österreichischen Heer aber klagt man, daß zu gegen Italien noch nicht genug geschehen sei.

Der militärische Hauptwert des italienischen B bestand darin, daß er Oesterreich Rückensicherheit gab gestattete, alle seine Kraft gegen Rußland zu sam scheint, als ob diese Zeit endgültig vorbei sei.

Vom militärischen Gesichtspunkte aus war die politik des Deutschen Reiches weder klug, noch gewa erfolgreich.

Gädke,
früher Oberst und Kom
des Feldart.-Regts

Deutschland.

* Das offiziöse Versteckspiel in Sachen der **Reichsreform** geht weiter. Die „Nordd. Allg. Ztg." nim abermals das Wort, beschränkt sich aber nach der Seite auf die Mitteilung, daß am Freitag und am im preußischen Staatsministerium vertrauliche Besp über die Reichsfinanzreform stattgefunden haben; d ratungen würden weitere mit den anderen Bundesre folgen. Dann heißt es weiter:

„Der Reformplan und die dem Bundesrat und zu machenden Vorlagen stehen also noch ni Gegenüber den zahlreichen Meldungen, die in n weniger bestimmter Form von den Absichten d regierung zu berichten wissen, kann nur betont we man es mit Kombinationen zu tun hat, be dem gegenwärtigen Stadium der amtlichen Beratu an ausreichenden Unterlagen fehlt. So war das kürzli „Köln. Volksztg." der Oeffentlichkeit dargebotene S fast durchweg als Phantasieblumen gewunde sind ebenfalls, wie wir bei diesem Anlaß feststellen Angaben des genannten Blattes über eine angeblich am tag erfolgte Besprechung der Blockführer Reichskanzler. Eine derartige Konferenz hat überhaupt gefunden."

Diese Ableugnungen können die bestehende Unr die Pläne des Reichsschatzsekretärs um so weniger als sie völlig unbestimmt gehalten sind. Auch werde verhindern, daß immer neue Einzelheiten über di reform an die Oeffentlichkeit sickern. So beruft sich „Magd. Ztg." auf einen Abgeordneten, dem d schatzsekretär Sydow folgendes über seine Finanzp geteilt habe:

Die Hauptstützen seines Entwurfes sind ein St monopol eine Zigarrenbanderolesteuer Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer Kinder und Ehegatten. Das Spiritusmonopol ist in einer Verstaatlichung des Zwischenhandels gedacht; die Liebesgabe soll allmählich in voraus bestimmten Zei zurückgezogen werden. Die Zigarrenbanderolesteuer so Fall, daß man sich im Reichstage über sie nic kann, durch eine Tabakfabrikatsteuer ersetzt Die vertraulichen Verhandlungen zwischen den schaftenden und den in Frage kommtenden In gruppen haben ergeben, daß eine solche Fabrikatsteuer, di greffive Steigerung vorsieht, wirtschaftlich und auch ste nicht so wünschenswert ist wie die Banderolesteuer. A Grunde hält der Reichsschatzsekretär vorerst an der Einbr Zigarrenbanderolesteuer fest. Die Annahme der Ausde Reichserbschaftssteuer ist im Bundesrate bereit Der Betrag dieser drei Hauptsteuern wird auf etwa 250 berechnet, wovon etwa 150 Millionen auf das Spirit 80 auf die neue Reichserbschaftssteuer und 60 auf die Zigarren steuer im einzelnen entfallen. Der Rest soll durch kleinere aufgebracht werden, über die sich jedoch der Reichsschatz einzelnen nicht ausließ; nur als die Einführung ein

Schweizer Musikfest.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. A. Nef (St. Gallen).

Etwa vor Jahresfrist erließ die Schweizerische Musikleitung eine Rundfrage, ob es möglich und erstrebenswert sei, in der Schweiz einen eigenen, nationalen musikalischen Stil zu besitzen, wie man von italienischer oder skandinavischer Musik spreche. Nationale Eigentümlichkeiten in den Werken Gotthelfs und Kellers oder in den Bildern Hodlers ließen auch für die musikalische Produktion die Möglichkeit von Stammeseigenheiten oder wenigstens einer musikalischen Mundart zu. Fast einstimmig wurde die Frage verneint mit Hinweis darauf, daß die Schweiz nur eine politische Einheit bilde, im übrigen nach wie vor in deutsche und romanische Elemente zerfalle, und daß weder das Volksleben noch die Natur des Landes Vorbilder für die musikalische Komposition abgeben könne, wie das etwa bei der Malerei und Dichtung der Fall sei. Die jährlichen Tagungen des Schweizerischen Tonkünstlervereins, die über die Produktion Aufschluß geben, bestätigen das im großen ganzen. Die Einzelheiten des schweizerischen Musiklebens liegen nicht in den Erzeugnissen, sondern in der Musikübung, in der traditionellen Chorgesangspflege, in der Kultivierung der vaterländischen Festspiele, bei denen die Musik eine große Rolle spielt.

Bis vor einem Jahrzehnt war die Instrumentalkomposition in der Schweiz arg vernachlässigt. Dieser Rückständigkeit abzuhelfen, ist der Tonkünstlerverein hauptsächlich ins Leben gerufen worden, und im edlen Wettkampf ist schon manches Gute zum Vorschein gekommen. In den diesjährigen Konzerten in Baden fanden, den Verhältnissen einer kleinen Stadt angemessen, vor allem Kammermusik- und Liedkompositionen auf dem Programm. Je ein Konzert war ihnen gewidmet. Der Sinn für Kammermusik ist in der Schweiz erfreulicherweise groß (in Basel zum Beispiel gibt man über ein Dutzend regelmäßig spielende Quartette), was auf die Komponisten anspornend wirkt. Die Badener Tagung brachte außer einem von großer Leidenschaftlichkeit zeugenden Klaviertrio von Emil Frey aus Baden ein Streichquartett von Alex. Denéréaz, das wegen seiner hübschen Themen dankbare Spieler finden wird. Einen sehr abgeklärten Eindruck sowohl in der Erfindung als in der Form machte eine Violinsonate von Albert Meyer. Wie diese wurde die Sonata lirica von Hans Huber durch H. Marteau prachtvoll zur Geltung gebracht. Fritz Brun steht mit seiner Violinsonate völlig im Banne Brahms'. Wenn einer aber so fest zu seinem Vorbild steht und außerdem mit dem Herzen dabei ist wie Brun, so ist das kein Schade. Die in der Schweiz sehr beliebte Literatur kleiner Chöre erhielt neuen Zuwachs durch Lieder von Karmin, Berr und Ehrhart, während drei Lieder für Frauenchor mit Instrumentalbegleitung von Hans Huber schon länger bekannt sind. Walter Courvoisier ist von der letzten deutschen Tonkünstlerversammlung in Dresden her als talentvoller Liederkomponist bekannt. Außer ihm erntete Othmar Schoeck, ein Schüler von Reger in Leipzig, mit einigen Liedern am Klavier großen Beifall.

Das Solistenchor- und Orchesterkonzert nachmittags machte mit einer Serenade für kleines Orchester von Schoeck bekannt, die deutliche Einflüsse seines Lehrers zeigt, aber wegen ihrer ungekünstelten, leicht fließenden Art Sympathie für sich hat. Der jungen Komponisten erweckte. Georg Häser hat Begabung für verträumte Stimmungen, wie das die Elegia aus seiner Kanonsuite für Streichorchester bewies. Einen würdigen Abschluß des Konzertes bildete der 137. Psalm von Hermann Goetz, den die Schweizer zu den ihrigen zählen.

Die Tonkünstler folgten einer Einladung des Gemischten Chors in Zürich auf den lieblichen kühlen Zugersee und die Halbinsel Au, die den Literaturkundigen durch Klopstock und C. F. Meyer bekannt ist. Der Ausflug stärkte die Nerven noch zu einem letzten Konzert in der Zürcher Tonhalle. Ein Symphonie in b-moll von Fritz Brun verstarkte den guten Eindruck, den der Komponist schon durch seine Violinsonate erweckt hatte. Doch wäre ihm etwas mehr Konzentration der Gedanken zu wünschen. Farbenprächtige Bilder bot Emmanuel Moor mit seinen Improvisationen, während Friedrich Klose mit seinem „Vidi aquam" für Chor, Orgel und Orchester mehr nach Vertiefung strebt. Das umfangreichste Werk des Abends war Joseph Lauvers „Le Paradis Perdu" für Soli, Frauenchor und Orchester. Die Partitur ist fast durchweg voll blühenden Lebens. Am besten gelungen scheint mir ein Tanzlied der Feen, das an Gluckische Vorbilder erinnert.

Von den ausübenden Künstlern sei noch einmal Henri Marteau genannt, der überall dabei ist, wo es neue Talente zu finden gilt. Die Schweizer werden seine Uebersiedelung n schwer empfinden. Als Dank für seine Verdienste um das sch Musikleben wurde er zum Ehrenmitglied des Tonkünl ernannt.

Außer den jährlichen Versammlungen plant der Verein Zeit die Herausgabe wertvoller, aber für den Druck f Werke. Durch Erhöhung der Bundessubvention auf 90 kann jetzt der Anfang mit Hubers Heroischer Symphon werden.

---

pw. Im Neuen Theater wird also den Sommer Woldemar Runge Direktion führen, ein Mann mit scharfen und ein am Schiller-Theater wie am Hebbel-Theater Regisseur. Ueber das Debüt seines jetzigen Ensembles ist zu berichten. Denn Herr Runge hat Anspruch darauf, nic diesem Repertoire der ersten Woche beurteilt zu werden. abwarten.

Den Haupteffekt, die brutale Schlagkraft der „R Hampton-Klub", hat eine mindere Konkurrenz vorweg Herr Runge spielt die Pariser Bearbeitung mit einer suggestiven Abtönung des unheimlichen Klubmilieus. G die „zahme" Variante, die Herbert Fordes, den in eingedrungenen und durch die Karten zum Tod Reporter, nach fingiertem Selbstmord entfliehen läßt. Stift, Forest, Dysing und Wörz geben Charakterdarstellung. Aber die Lächerlichkeit überwi auch in dieser szenischen Gewalttat ist von dem phantasti Robert Louis Stevensons, der Balzacs „Ferragus" und Poe Schauer vereinigte, nur der rohe Apparat noch übrig.

Dem Schwank „Madame Mouton", der v schadet die vergröbernde Uebersetzung des Titels „Schöps" heißt. Zwei Akte lang sind diese einer Kokotte, die einen alten Grafen und eine Taugenichts hinauswirft, um durch den Ehebund n liebrigen Individuum „anständig" zu werden, ganz un Zuletzt wird die Sache langweilig, so eifrig und klug Fre die Kokotte gab, und so hübsch die Herren Behmer, Fo Stark karikierten.